

# Illustrierte Frauen-Zeitung.

Jr. I.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;  
vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 1. Januar 1890.

Große Ausgabe mit allen Kopfern  
vierteljährlich 4½ M.

XVII. Jahrg.

## An unsere Leserinnen.

Infolge eines neuen Erlasses der österreichischen Finanzbehörde sehen wir uns veranlaßt, um durch die Stempelpflicht das Abonnement für unsere sehr zahlreichen österreichischen Leserinnen nicht zu verhöhnen, unser Blatt künftig hin, wie früher, in jährlich vierundzwanzig Doppel-Nummern erscheinen zu lassen. Der Inhalt unserer Zeitschrift wird dafür ohne Preis-Erhöhung eine um so größere Bereicherung erfahren und jedes Heft zudem in einen Umschlag broschirt werden, dessen Titelseite stets eine künstlerisch ausgeführte Abbildung in farbiger Ausführung enthält.

Das Programm unserer Zeitschrift, die auch ferner ein Unterhaltungsblatt vornehmster Art in Verbindung mit einem Mode-Journal größten Stiles bleiben wird, brauchen wir nicht zu wiederholen. Unsere Leserinnen kennen dasselbe und werden uns, so hoffen wir, auch weiterhin in unseren Bemühungen unterstützen.

Verlag und Redaction  
der „Illustrirten Frauen-Zeitung“.

Rauchtrud verboten.

## Der Herr Senator.

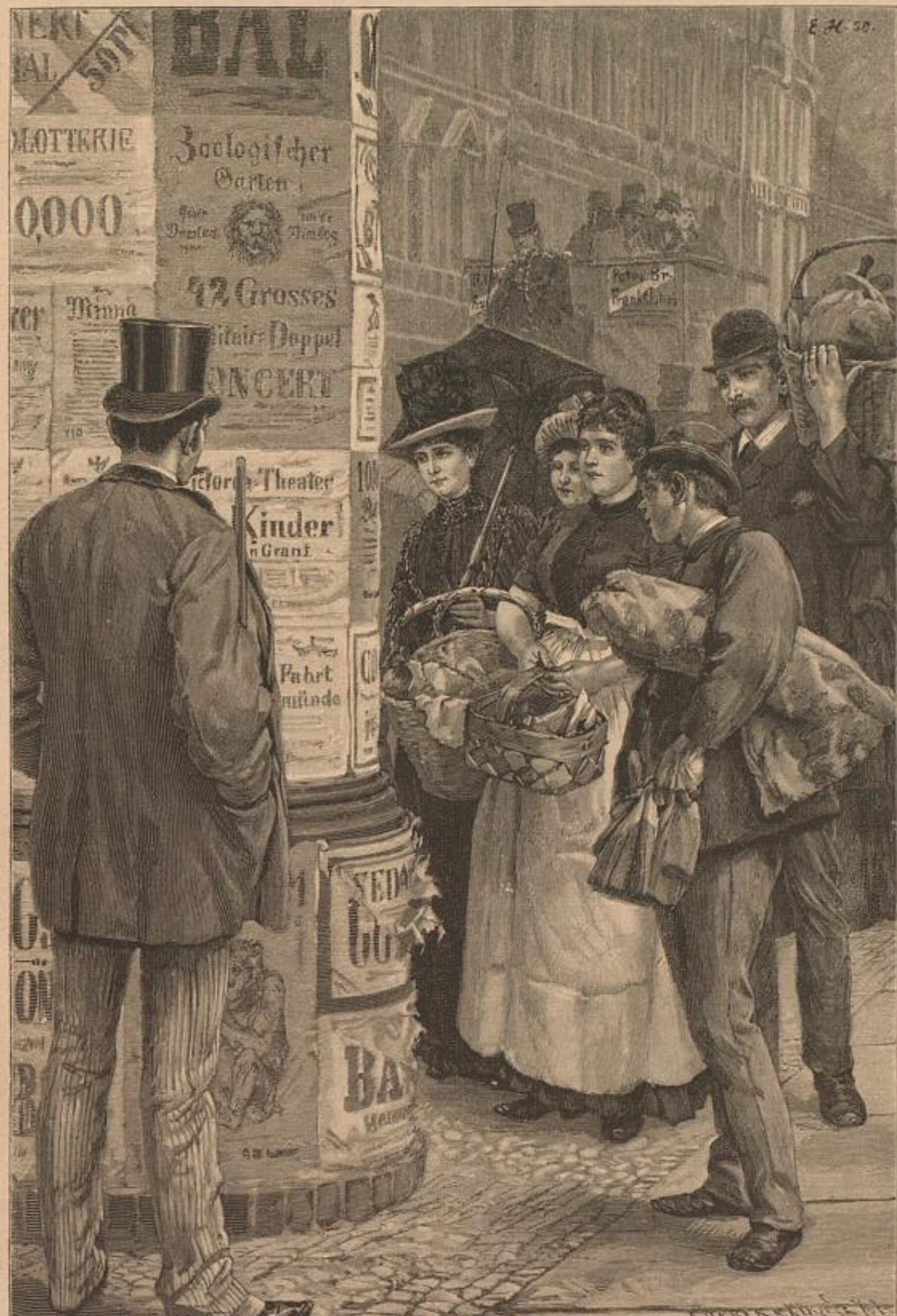
Novelle von Wilhelm Jensen.

Eine kleine Stadt am hohen Nordrande Deutschlands, zu diesem noch durch ihre Einwohnerzahl gehörig, doch zum Schattenbegriff des deutschen Bundesstaates nicht mehr. Für die geringfügige Bevölkerungszahl liegen die Häuser an der breiten Seebucht weithin gestreut, an windstille Tagen aus dem blauen Wasser zurückgewiegeln. Grüne Hügelwellen mit Saatland und Holzungen heben sich dahinter, treten dicht heran und umschließen im Halbschnecke den Ort. Die Ziegelsäulen seiner Dächer sind von langen Jahren fast ausnahmslos gleichmäßig tief gebräunt, nur an zwei oder drei Stellen mischt eine heller in's Roth gehende Farbe sich ein. Doch auch sie spricht schwerlich von einem Neubau, sondern nur von einer Umdeutung; man hat überreichlich für alles Bedürfnis in den vorhandenen Gebäuden Platz und denkt nicht daran, neue hinzuzufügen, so wenig als neue Gedanken und Bestrebungen zu den überlebten der Väter. Wie, aus einiger Ferne gesehen, die Dächer sich über der Wasserebene gegen den grünen Hintergrund hinziehen, besitzen sie heimathlich Trauliches. Sie winken einladend, freundlich entgegen, doch heiter kann man ihren Anblick nicht benennen. Das Ganze ist von nordischem Ausstriche, wirkt auch das hellste Sonnenlicht nicht nach südlicher Art flimmernd und blendend zurück, sondern tritt es in sich hinein. Und wenn der Sommer-Spätabend die letzten röthlichen Strahlen über die Reihe der Dachfirste und Giebel hinsinken läßt, erhält ihr Gesicht etwas Ernstes und Schwermuthiges, überkommt bei nahe, ohne daß der Beschauer weiß, warum, mit einem traurigen Gefühl.

Das Städtchen ist noch eine Welt für sich, selten von einem nicht darin heimischen Fuße betreten, kaum von anderen Vorgängen als in seinem eigenen Innern berührt. Viele Meilen fernab liegt ihm die neu erfundene Kunst, auf eisernen Gleisen Wagen durch Dampfraft fortbewegen zu lassen, wohl von keinem noch mit Augen gesehen. Die Einwohner betreiben Gewerbe, Ackerbau, Fischfang, etwas Schiffahrt, zumeist nur in kleinen Fahrzeugen nach benachbarten Höfen. Sie sind anspruchslos, und ihr Erwerb genügt ihnen; den Tag hindurch in fleißiger Thätigkeit, rasten sie am Abend friedfertig auf den Bänken vor ihren Thüren. Sie reden von Dem, was draußen in der Welt geschieht, doch ohne daß es sie selbst irgendwie angeht. Das zweimal in der Woche erscheinende Blättchen bringt wenig Kunde

davon, und es trägt sich auch in Wirklichkeit fast nichts von Bedeutung zu. Unbewegt, wie der Wassertiegel der Seebucht in der Mittagsstille, ist die Zeit; von großen Unruhen unter den Menschen, Kriegen zwischen den Völkern weiß man nur aus der Geschichte oder den Erzählungen grausiger Alten. Das aufregende Wort Politik ist noch kaum erfunden, zum mindesten noch nicht hierher gedrungen. Wenige im Orte verbinden Anderes, als einen höchst undeutlichen Be-

griff mit ihm. Man ist nicht gleicherweise mit allen Anordnungen der entfernt verweisenden Regierung einverstanden, bemängelt wohl einmal dies und jenes und giebt eigene, sachverständigere Einsicht damit fund; aber eine Auflehnung gegen Verfügungen der Obrigkeit wäre nicht denkbar, zumal da man vollen Grund hat, im Wesentlichen mit ihr zufrieden zu sein. Durchweg herrlichen in der Stadt einfach gesunder Menschenverstand und schlicht natürliches Menschenempfinden, die



Dasjenige, was über ihr Wissen und ihre Bildung hinausgeht, mit Vertrauen den dazu Verusenen anheimgeben. Die höher gestellten Persönlichkeiten der Stadt, der Magistrat, einige Beamte, Aerzte, Advocaten, der Pastor sind angesehen, neidlos beliebt und geachtet; man weiß, daß sie Gutes wollen, in ihrem Thun der Gesamtheit nützen, und erkennt willig ihren durch das „Studirhaben“ erlangten höheren Standpunkt an. Rechtsstreitigkeiten und leichte Vergehnungen tragen sich wohl zu, doch wirklich Böses, Verbrecherisches ist seit dem Gedenken der Altesten nicht bekannt, und der Amtmann, der zugleich staatlicher Administrator und Richter ist, hat als Letzterer aus seinem Bureau manche müßige Stunde.

Das höchste Vertrauen der gesamten Bürgerschaft genießt schon seit vielen Jahren „der Herr Senator“. Er heißt mit Namen Detmar Gundermann, wird indeß fast ausschließlich mit seinem Magistrats-titel benannt, und obwohl noch drei Andere diesen gleicherweise mit ihm führen, bleibt Niemand im Zweifel, wenn schlechthin von dem „Herrn Senator“ die Rede ist. Der Rangordnung nach unter dem Bürgermeister stehend, bildet er in Wirklichkeit das bestimmende Oberhaupt der Stadt. Jener, bereits in hohem Alter, leidet schon seit langer Zeit an Kränklichkeit und Schwäche, sodass er sich gern mit dem Bezugse seines Gehaltes begnügt und die Übung der Pflichten, Mühen und Machtvollkommenheit seiner Stellung äußerst willig an Gundermann überlässt. Unter anderen Umständen würde man allgemein den Wunsch hegen und Schritte dazu thun, ihn der Unfähigkeit zur Amtsführung halber, pensionieren zu lassen, allein wie die Verhältnisse liegen, geht das Trachten Aller dahin, ihn möglichst lange dem Namen nach an der Spitze des Magistrates zu erhalten. Man hätte eben längst bei der Regierung um seine Anerkennung nachgesucht, wenn „der Herr Senator“ sein Nachfolger zu werden vermöchte. Aber diese Möglichkeit ist abge schritten, denn der Bürgermeister muß nach der Vorschrift ein Rechtsgelehrter sein, und Gundermann hat nicht studirt. Er ist als Sohn armer Eltern des Ortes mit vierzehn Jahren zu einem „Krämer“ in die Lehre gethan worden, hat manches Jahr hinter dem Ladentische gestanden, den Kunden Reis und Kassebohnen, Puderzucker und Syrup zugewogen, bis eine günstige Fügung ihm zur Gehüllensstelle in einem Hamburger Handlungshause verholzen. Dort durch Fleiß, Geschick und kluge Begabung vorwärts gelangt, kam er nach zehn Jahren mit einem kleinen ersparten Kapital in seine Vaterstadt zurück, begann ein wohl calculirtes Geschäft und sah sich bald in Stand gesetzt, um die Hand der Tochter eines angesehenen Kaufmannes werben zu können und durch ihre Mitgift seinen Betrieb zu erweitern. Vielleicht trug zu der Heirath, wie in den meist überwiegenden Fällen der Art, auf beiden Seiten weniger Liebe als besonnene, rechnende Erwägung bei. Doch der Verlauf der Ehe war ein beide Theile befriedigender, und kein Tadel konnte sie treffen. Mann und Frau lebten in ruhiger Eintracht, gleichmäßig thätig in der Führung des Geschäftes und des Hauses. Nach ihrer Niederkunft mit einem dritten, doch todgeborenen Kinde ward Martha Gundermann jählings vom Kindbettfieber aus dem Leben fortgerafft; das schönste, nicht prunkende, doch finnigste Denkmal des Kirchhofes erhält ihr Gedächtnis, und der Witwer vermählte sich nicht wieder.

Nun ist Detmar Gundermann den Sechzigern nahe gerückt und seit bald zwanzig Jahren Senator in seiner Vaterstadt. Der mittelloße Krämerlehrling hat es dazu gebracht, seinen Sohn studiren zu lassen und auf eine verheilungsvolle Laufbahn zu bringen. Wenn auch noch mit geringer Einnahme, ist Follart Gundermann doch bereits Amtsadvokat in einer größeren, zehn Meilen entfernten Stadt; seine jüngere Schwester Ernestine, abgekürzt Tina benannt, führt den Haushalt des Vaters. Beide Kinder haben von jeher etwas eigenthümlich Ernsthaftes in ihrem Wesen gehabt, sich selten an den Spielen anderer Altersgenossen betheiligt, sondern stets nur unter sich fest zusammengehalten. Körperlich wie geistig und gemüthlich sich sehr ähnlich, sind sie, ohne daß es der Neukerzung bedarf, unlösliche Freunde, beide innerliche Naturen, nach außen verschlossen, manchmal herb erscheinend, von einem unbeirrbar sinn für Recht und Pflicht, den das väterliche Haus in ihnen großgezogen. Tina ist ein durch und durch gesundes Mädchen, ohne Sentimentalität, durch den mutterlosen Zustand des Hauses frühzeitig gewöhnt, klug und tüchtig zuzugreifen. Sie behält immer besonnen den Kopf oben, jede Eigen-sucht ist ihr fremd. Mit nordisch blondem Haar und sehr weißer, reiner Hautfarbe stellt sie auf's Vollkommenste einen Frauentypus ihrer Heimath dar. Beweglich Barthes und leichte Annuth fehlen ihr durchaus, die Bezeichnung hübsch paßt so wenig für sie, wie lieblich. Aber das Auge eines Künstlers würde ihren Zügen und Farben im Verein mit ihrer Gestalt vielleicht Schönheit zusprechen. Den kräftigen Körperbau hat sie von der Mutter, nicht vom Vater, dem sie weder an Gesicht, noch an Weisensart ähnelt. Er besitzt wohl

ebenfalls hohen, doch schmächtigen Wuchs; Nervöses, die Folgen roitloser Anspannung seit mehr als vierzig Jahren, spricht aus seinen Zügen, vielleicht noch mehr aus seinen magerflankten, schöngebildeten Händen, die durch nichts an niedrige Abstammung erinnern, eher eine vornehme Vermuthen lassen würden. Er ist ein ungewöhnlicher, von der Natur reich ausgerüsteter Mann; durch seine Jugend in andere Verhältnisse gesetzt, hätte er sich unfehlbar einen ausgezeichneten Namen auf einem Gebiete der Wissenschaft, mutmaßlich als staatsmännischer Organisator, erworben. Denn das Mögliche hatte er auch so voll erreicht, sich nach verschiedenen Richtungen Kenntnissfülle und eine Allgemeinbildung angeeignet, die sein Lebensgang kaum glaubhaft erscheinen ließ und die ihn zweifellos auch zum geistigen Oberhaupt der Stadt machte. Er stand auf einer weit höher überblidenden Stufe, als die auf der Universität gebildeten sachmännischen Vertreter wissenschaftlicher Berufe im Oste; es gab wenig Beistand erreichende Lebensvorlommisse, in denen die Unfudigen sich nicht an ihn um Rath wandten und gewiß waren, des gründlichsten, erfolgreichsten dadurch theilhaft zu werden. Nach allen Seiten umsichtig und vorbedacht, leitete er die öffentlichen Angelegenheiten, vertrat mit straffer Energie die Interessen der Allgemeinheit, doch in strenger Gerechtigkeit, ohne je verlegend in das Recht des Einzelnen einzutreten; man war zuweilen anfangs über eine von ihm getroffene Maßregel unwillig, doch stellte sie sich nachträglich stets als zum Besten der Stadt heraus, und die Beschwerde verwandelte sich in Anerkennung. Straßen und Plätze, gemeinnützige Einrichtungen hatten sich unter seiner Verwaltung auf's Vortheilhafteste verbessert, Handel und Gewerbe sich außerordentlich gehoben. Er versah nur ein unbefoltetes Ehrenamt, aber seine unermüdliche Arbeitskraft wußte alle Anforderungen desselben zu bewältigen und mit seiner eigenen Geschäftstätigkeit zu vereinigen. Im Gange der Jahre hatte er die leichtere verändert, sich zwei stattliche Schooner gebaut und betrieb als kleiner Rheder hauptsächlich Handel, Ausfuhr und Einfuhr zwischen deutschen, dänischen und schwedischen Häfen. So stand er unbefritten als Oberster im Vertrauen, in der Achtung und Liebe der gesamten Bürgerschaft, verband dieselben mit dem manchmal an Furcht streifenden Respect, den ein energischer Charakter in machthabender Stellung unvermeidlich einflößt. Und ebenso hatte sich der Chrjurcht seiner beiden Kinder vor ihm von früh auf eine leise Scheu begemischt, die keineswegs einer gegen sie geübten Strenge entspringen konnte. Sein Behabien ihnen gegenüber besaß immer Mildes, Güttiges, für ihr Bestes Bedachtes. Aber wenn sie in sein Arbeitszimmer eintraten, saß von Kindesbeinen an nicht nur ihr Vater drüber auf dem hohen, lederbezogenen Schreibtisch-Stuhle, sondern auch, den Blick zu ihnen umwendend, „der Herr Senator“.

So saß er heute ebenfalls, wie sie sich seiner seit ihrem frühesten Gedenken stets erinnerten, an einem leichten April-Nachmittage, schon gegen Abend. Der Frühling war eingezogen, alle Sinne empfanden ihn durch die offenen Fenster. Linde Lust rührte das Gefühl an, und Hyacinthenduft kam von einem Gartenbeete herauf, das noch Bienen umsummten. Auf einem Umsatzwipfel schlug die Drossel, das Auge trug überall auf grünschimmerndes Gefürauch. Östwärts streckte die breite Hafenbucht sich bis an die offene See hinaus, von einem funkelnden Sonnenglanz-Bande durchzogen, an dessen Seiten das Wasser sich dunkelblau fräselte. Es verrieth eine leise, östliche Brise, die man auch in den leicht gebauschten Segeln einiger hereinlaufenden kleinen Yachten oder Tjallen erkannte.

Das Haus Detmar Gundermann's war ein altstattliches, Raum verschwendendes Bauwerk mit großem, von Schränen umgebenem Flure und breiten Gängen. Auch die Arbeitsstube des Senators entsprach, weiträumig und hochluftig, jener Anlage des Ganzen; almodischer, steifebeiniger Hausrath, doch Alles aus dem von der Zeit als am wertvollsten betrachteten Material, tief nachgedunkeltem Mahagoniholze versiert, stattete das Zimmer aus. Unter dem nach Osten gerichteten Fenster stand der Schreibtisch, ein „Secretär“, der sich durch eine im Halbrund herabziehbare, vorgewölbte Wandung beweglich gegliedert, wellenartiger Leisten verschließen ließ, seinem Namen gemäß im Innern eine Anzahl kunstvoll hergestellter Geheimfächer verborgend. Einige Büchergestelle hoben sich hoch an den Wänden auf, dazwischen hingen alte Kupferstiche in brauen Rahmen. Über dem Secretär sah ein Delgemälde herab, wohl nicht von besonderem künstlerischen Werthe, doch ein von Lebensähnlichkeit redendes, weibliches Brustbild mit hellblondem, schlicht an den Schläfen herabgescheiteltem Haar und wasserblauen Augen. Wer Tina Gundermann gesehen, erkannte, daß es ihre Mutter darstellen müsse. Das Gesicht bot, vermutlich auf Rechnung des Malers fallend, feinerlei Besiegelung; wenn ein Ausdruck darin lag, war es der einer gelassenen, unerregbaren Gleichgültigkeit.

Die Drossel schlug, sonst regte sich weitum draußen, im Hause und in der Stube kein Laut, man hörte das Summen einer überwinterten Fliege um den Schreibtisch. Der Senator hatte die Durchlesung eines Acten-papiers beendigt, lehnte den geistig ausdrucks-vollen Kopf mit dem schön stahlfarbig ergrauten, kurzgehaltenen Haar in den Sessel zurück und blickte nachdenkend vor sich auf. So ruhten seine Augen auf dem Bildnis seiner verstorbenen Frau, und sie sahen sich wechselseitig entgegen, wie sie es im Leben vergangener Tage oft gethan. Doch es täuschte; die lebendigen Augen gewahreten das vor ihnen befindliche so wenig, als die gewalten, sahen durch die farbenbedekte Leinwand hindurch. Eine Weile, dann drehten sie sich ab, wendeten den Blick durch's Fenster auf das Sonnenglanz-Band der Hafenbucht hin-aus und blieben darauf hafsten. Die kleinen, bewegten Wellen spiegelten ihre goldenen Lichtfunkeln aus den Augen zurück, und ihr glimmendes Geriesel ging in diesen auf und ab. Die Drossel zog jetzt hohe Flötentöne, es war, als ob mit dem Sinken des Tages der Duft der Hyacinthen sich noch verstärkte. Weicher konnte kein Frühlingsabend Himmel und Erde miteinander verweben.

Nun that der Herr Senator etwas unverfessbar Mechanisches, wohl von seinen Gedanken Angeregtes, doch nur mit halbem Bewußtsein Ausgeführt. Seine Hand streckte sich vor, öffnete eine Schublade des Schreibtisches und drückte im Innern der entstandenen Höhlung an einer verborgenen Feder. Mit leise flirrendem Ge-knarr sprang ein winziges Geheimfach auf, aus dem er einen kleinen, in verblichenen Seidenstoff eingewickelten Gegenstand hervornahm. Wie er die Hülle aus einander schlug, kam ein kaum fingerlanges, doch lebensvoll, anmutreich und von Künstlerhand auf Porzellan gemaltes Aquaréll-Bildchen zum Vorschein, auch ein weiblicher Kopf, aber den größten Gegenzah zu dem des Delgemäldes über dem Secretär bietend. Nicht nur durch das braunlockige, mit einem Goldton leuchtende Haar und tiefblaue, in's Viollette spielende Augensterne, mehr noch durch das Leben, das täuschend aus dem kleinen Bildnis hervorquoll. Die sinngezwungenen Lippen schienen zu atmen, das Stückchen Brust, daß nach unten in einen Duft zerging, sich zu heben und zu senken. Man glaubte, eine Stimme müsse aus dem Munde austingen, um hell und weich durch das Zimmer zu tönen.

Der Senator betrachtete das Bild in seiner Hand, und die wasserblauen Augen Martha Gundermann's sahen ebenfalls darauf hinunter, reglos gleichgültig wie zuvor. Gemalte Augen waren es, doch es schien aus ihnen zu sprechen, wenn sie plötzlich Leben gewannen, würden sie ihren Ausdruck nicht verändern. Nach einem Weilchen hob Detmar Gundermann den Blick wieder zu ihnen auf, sah sie jetzt wirklich an und sagte, ihnen zu-nickend, halblaut: „Ich danke Dir; Deine Natur kostete es zwar nicht viel; was ich nicht that, war mehr, als Dein Thun. Aber ich kann Dich frei ansehen, denn ich trage keine Untreue an Dir im Gewissen, von der Du nicht gewußt.“

Nun schlug er das kleine Bild rasch wieder in die Seidenhülle ein und barg es in's Geheimfach zurück. Draußen auf dem Flure erscholl, heran kommend, ein sicherer Schritt. Die Thür ging auf, und Tina Gundermann trat ein. Eine weiße Vorsteckschürze zeigte, daß sie von einer häuslichen Berrichtung kam; sie sagte: „Der Hafenmeister schickt, Vater, die Dode ist signalisiert.“

Das Gesicht des Senators ließ erkennen, es sei eine erfreuende Nachricht. Die „Dode“ war einer seiner beiden Schooner, um den er seit einer Woche besorgt gewesen, da Sturm auf der See geherrscht und er das Schiff bereits vorgegestern erwartet gehabt. Er hatte, seiner Art gemäß, nicht davon geredet, seine Beunruhigung eher unter größerer Heiterkeit, als gewöhnlich, verborgen; von jeher war es den Seinigen niemals möglich gefallen, seinem Behabien anzumerken, wenn ihn etwas bedrückte. Er trug es in sich allein; sie sollten die freudige Helle des Lebens genießen, das er ihnen bereitete. Wollen, die ihm den Tag verdunkelten, nicht gewahren, nicht mit darum sorgen. So beherrschte er auch jetzt den Ausdruck glücklicher Erregung, mit dem die Meldung unwillkürlich einen Augenblick seine Züge überkomm, und erwiederte gleichmuthig: „Dann kann sie bei der Ostbrise noch vor Nacht einbruch hereinkommen, das ist ja gut getroffen. Zur Modden wird harte See gehabt haben, ich denke, wir wollen mit dem Abendessen warten, bis die Dode da ist und ihn dazu bitten, daß er uns erzählen kann.“

Henrich zur Modden war der Kapitän des aus Riga heimkehrenden Schooners, nicht nur im Dienste seines Rheders, sondern dem Gundermannschen Hause schon seit mehreren Jahren näher befreundet. Selbstverständlich bildete für Tina die Wunschausserung ihres Vaters, den jungen Schiffsführer zur Abendmahlzeit zu laden, ein Gebot, doch in ihrer ruhigen Miene that sich fand, sie thue es auch bereitwillig. Sie hatte wohl die wasserhellen Augen ihrer Mutter, aber die fühe Gleich-

gültigkeit lag nicht darin, sondern eine Zugabe aus denen ihres Vaters hineingemischt.

Ein Auftritt tönte jetzt abermals draußen auf dem Flur, doch eiliger, als der Tina's gewesen; es klopste, und auf den Hervorruß öffnete der schon ziemlich bejahrte Buchhalter der Gundermann'schen Handlung die Thür. Er stieß von Natur beim Sprechen ein wenig mit der Zunge an, brachte indes gegenwärtig noch stotternder als sonst hervor: „Herr Se-Senator —“

„Was giebt's, Carstens?“ fragte der Angeredete.

„Der Herr Bürgermeister ist p—plötzlich sehr frank geworden, der Doctor sagt, er gl—glaubt, ein Sch—schlaganfall —“

Der Senator flog mit einer ruckhaften Bewegung aus seinem Sessel auf, stand sehr blaß geworden und wiederholte: „Ein Schlaganfall?“

Jacob Carstens bestätigte nochmals: „Der Herr D—Doctor m—meint.“

„Das ist bei seinem Alter wohl das Ende.“ Gundermann nahm einige auf seinem Schreibtisch liegende Papiere, schichtete sie mit nervöser Hand zusammen und sonderte sie wieder aus einander. Dann fügte er, den Buchhalter anblickend, noch: „Es war ja vorauszusehen, aber der Eintritt kommt doch immer unerwartet. Nun, es ist gut, Carstens; ich will in's Krankenhaus hinübergehen.“

Jacob Carstens verließ die Stube, der Senator schloß jetzt seinen Secretär, nahm Hut und Stock. Er hatte sein ruhiges Behabten wieder gewonnen, auch die gewöhnliche Farbe war ihm in's Gesicht zurückgeföhrt. Tina stand noch im Zimmer, und er sagte:

„Ein einsamer, bresthafter Mann ohne Kinder und Angehörige; für ihn ist der Tod kein Unglück, eher eine Erlösung, die ihm zu gönnen. Er geht ohne Sorgen aus der Welt, legt sich in's Bett, um zu schlafen; Niemand hat Grund, darüber zu trauern. Aber wer wird sein Nachfolger werden?“

Der Sprecher hatte bei den Worten seine Tochter angesehen, doch die lebte Frage war nicht an sie gerichtet, sondern nur ein unwillkürliches Lautwerden eines ihm von der plötzlichen Nachricht aufgedrängten Gedankens; jedenfalls besaß das Mädchen noch weniger die Fähigkeit, eine Muthmaßung darüber zu hegen, als er. Nun ging er eilig; Tina begleitete ihn vor die Hausthür und blieb, ihm nachschauend, stehen. Ihr geistiges Auge war schärfer, als ihr leibliches erschien; er hatte die innere Erregung, die ihn aus der Botschaft angesetzt, im ersten Moment nicht bemerkt, und sie empfand die Herstammung derselben aus der ihm vom Mund gekommenen Frage, wer wohl die zur Erledigung gelangende Bürgermeister-Stelle einnehmen werde. Die Muthmaßung einer völligen Umländerung lag nahe; voraussichtlich ließ das neue Magistrats-Oberhaupt sich nicht darin beschränken, das Regiment selbst zu führen, und der Senator mußte in die Reihe seiner übrigen Amtsgenossen zurücktreten. Tina stand im täglichen Lebensverkehr ihrem Vater nicht vertraulich nahe, doch sie hing im Herzen, mehr als sie je äußerte und er selbst wissen möchte, mit ehrfurchtsvoller Liebe an ihm; er übertraf in ihrer Vorstellung jeden ihr sonst bekannten Menschen, sie konnte sich nichts Vollkommeneres als ihn denken und fühlte schmerzlich in seiner Seele die bedrohlich bevorstehende Wandlung der Verhältnisse. Seit einer langen Reihe von Jahren war Alles, was zum Besten der Stadt geschehen, ausnahmslos sein Werk; er hatte gedacht, geforgt, geleitet, den Lohn rastloser Mühen in der allgemeinen Hochachtung und Dankbarkeit geerntet. Sein Leben hing in unlöslicher Verknüpfung mit dieser Arbeit zusammen; nun sollte er wahrscheinlich noch in kraftvoller Rüstigkeit, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten sich aus der Hand nehmen lassen, bedeutungslos, von anderem Wollen abhängig, vielleicht das von ihm Angestrebte in völlig andere, nachtheilige Bahnen gelenkt werden. Für solche schlimme Zukunftsentwicklung empfand Tina, hatte er sich beim Eintreffen der jähren Meldung gewaltig beherrscht, fast in Augenbliden seinen Gleichmut wieder gefunden. Allerdings mußte er sich schon seit Jahren auf diese Nachricht vorbereitet haben; das Abscheiden des alten Bürgermeisters war immer zu erwarten gewesen, eigentlich über Vermuthen spät erst erfolgt. Aber Gewohnheit ließ zuletzt ein derartiges sietes Bevorstehen vergessen, ein Weiterfortdauern des hergebrachten Zustandes fast wie etwas Selbstverständliches in Rechnung ziehen.

Das waren Gedanken, die mit einer Bekümmerung um den Vater durch den Kopf Tinas zogen. Doch der Mai-Vorabend lag so tödlich um die Hausthür, und ihre jugendsträftige Brust atmete die Frühlingslust wie ein Glück ein. Draußen auf der Seebucht verstärkte sich der Wind, man sah es an da und dort aufblinkenden kleinen Schaumköpfen der Wellen. Das Mädchen hielt den Blick hinübergewandt, der durch eine Lücke des Gartengebüsches einen Langstreifen der Wassersfläche und zur Rechten den äußersten Landvorsprung gewahrt. Nun tauchte etwas halb über dem niedrigen Rand des selben, schattenhaft undeutlich, doch sich rasch fortbe-

wegend. Dann plötzlich blieste es hell auf, fast wie eine jäh aus der Tiefe emporgehobene Märchen-Erscheinung, draußen noch von den letzten Sonnenstrahlen beglänzte gebauschte Schiffsssegel; wie eine weiße, leuchtende Sommerwolke fanden sie zwischen dem Blau des Himmels und des Meeres heran. Tina's gesäute Augen unterschieden sogleich Mast- und Segelwerk des noch fernen Fahrzeugs, es war ein Schooner.

Eine Minute lang blickte sie dem hereinlaufen des selben in die Bucht entgegen, dann trat sie in's Haus zurück, legte ihre Schürze ab und setzte einen ländlichen Strohhut auf. So begab sie sich wieder durch die Thür hinaus in den Garten, durchschritt einen gewundenen, von halbbaulichen Sträuchern eingeschafften Gang und rief: „Dode!“ Eine Stimme antwortete „Hier;“ sie kam von der Gerüsenen, und Tina trat auf diese zu. Ein Mädchen, um einige Jahre jünger als sie, saß zurückgelehnt auf einer Laubbank, überraschenden, landsfremden Anblick bietend durch tief goldbraun gefärbtes Haar und im Schatten dunkel erscheinende Augen. Erst wie sie den Kopf gegen die herankommende aufhob, erkannte man, daß dieselben doch Blau in den Sternen trugen, indeß nur wie der schillernde Schmelz-Ueberzug eines Fräsfalters auf dunklem Untergrunde, anleuchtend und bei einer Bewegung auslöschend. Unter dem kleinen, schmalgesichtigen Kopfe aber ruhte auf dem Sitz eine eigenhümliche, schmächtige, weichschmiegsame Körpergestalt. Sie hatte etwas Fließendes an sich und erinnerte in einem hellgrünen Kleide an lang-smaragdfarbig unter einem klaren Bachwasser hingestrichene und von diesem in leichten, annäthsvoßen Wellen bewegte Grashäden.

Sie hieß Dode Lutgersen, war eine Mitbewohnerin des Hauses und von mütterlicher Seite her nahe verwandte desselben. Ein in Südamerika vor achtzehn Jahren verstorbener Bruder Martha Gundermann's hatte das erst vor Kurzem zur Welt gelangte Kind als hilflose Waise in der Fremde hinterlassen, und der Senator auf den Wunsch seiner Frau Anstalt getroffen, jene über den Ocean herüber befördern zu lassen, um sie bei sich aufzunehmen. Das war das Einzige, was man in der Stadt von der Herkunft des Mädchens wußte oder eigentlich lange schon wieder vergessen hatte, denn nur ihr Geschlechtsname erinnerte daran, daß sie keine wirkliche Tochter des Hauses sei, und auch dies geschah kaum, da man allgemein von ihr nur als von Dode Gundermann sprach. Einige Jahre hatte Martha noch Fürsorge für die Kleine getragen, dann nach ihrem Tode Tina sich derselben achtam angenommen und allgemach, obwohl selbst nur um wenige Jahre älter, Dode in fast mütterlicher Obhut gehalten. So durfte diese sich völlig zur Familie gehörig zählen; ihr Denken ging nicht über die Räume des Hauses, das von je ihre Heimath gewesen, zurück, und sie war darin als Schwester mit Tina und Hollart Gundermann aufgewachsen. Ein zärtliches Verhältniß bestand zwischen ihr und dem Senator; sie nannte ihn Vater, und er wandte ihr die vollste Liebe eines solchen zu. Tina begünstigte dies, denn ihr Herz hing in gleicher Weise oyserwillig und neidlos an der schönen Schwester; nur zwischen Dode und Hollart hatte sich kein rechter Einlang herauszubilden vermocht. Nicht durch des Mädchens Verschulden, aber er konnte von jeher manchmal eine innere Abneigung gegen sie nicht bergen. Ihre Naturen besaßen sehr Gegensätzliche; wie Dodes körperliche Erscheinung war, trug sie auch etwas Stützbedürftiges im Gemüth, das sich anzuschmiegen, um einen Halt festzuhalten. Im Innersten regte sich ihr dennoch zuweilen ein Gefühl, daß sie eine schwanke, fremde Rasse ohne Heimathrecht sei, nur von der Güte ihrer Umgebung abhängend; das konnte sie plötzlich einmal mit Bangniß und Scheu übermannen. Hollart Gundermann dagegen ruhte schon als Knabe ungewöhnlich sicher auf sich selbst; er war der Sohn des „Herrn Senators“ und hielt ein festes Ziel im Auge, diesem einmal Ehre zu machen. Aber er war auch der Sohn seines Vaters, und als solcher empfand er in Dode einen Eindringling in die väterliche Liebe, nach der ihm das Herz schlug, ohne daß sein Mund, gleich dem Tina's, je einen Laut davon über die Lippen brachte. Es schien, als ob beide die gelassene Gleichgültigkeit von ihrer Mutter geerbt; doch vielleicht hatte diese in Wirklichkeit eine solche im Innersten ursprünglich nicht besessen, einen Drang in sich getragen, den sie nur verborgen, weil ihm keine Erwiderungs- und Erfüllungshoffnung entgegen kam. Und so mochte Hollart verhaltene Eisernacht als mütterliches Erbtheil zugefallen sein, während Tina das empfangen, dem Liebebegehrn das Herzens nachzugeben und es an Dode zu be-thätigen.

Nun fragte diese, von der Laubbank aufblickend: „Was hast Du, Tina? Deine Augen sehen besonders aus, ich weiß nicht, ob traurig oder fröhlich; fast als seien sie trübes zusammen.“ Die Angesprochene nickte: „Dein Pathkind, die Dode kommt zurück, das ist freudig für den Vater, aber eine andere Nachricht macht ihn Sorge und bekümmert mich für ihn. Komm, ich sag's Dir; er ist abgehalten, so

wollen wir an den Hafen gehen und das Schiff empfangen.“

Dode stand auf; ihre schlanke Gestalt war höher, als sie im Sitzen erschienen. Sie hängte nach ihrer Gewohnheit den Arm in den der Schwester, und es regte den Eindruck, als gehe sie nicht, sondern fließe wie eine lichtgrüne Welle neben der auf sicheren Füßen Fortschreitenden her. Tina berichtete, was sie um des Vaters willen bedrückte; so gelangten sie in die Stadtstraße, wo alle Begegnenden die Töchter des Herrn Senators respectvoll begrüßten, und wandten sich dem nahe angrenzenden Hafen zu. Am Bollwerk desselben lag mit eingenommener Fracht, bereit, in der nächsten Morgenfrühe auszulaufen, der andere Schooner Gundermann's; vom Wellenspiel der frischen Abendbrise geschaufelt, hob und senkte er leicht seine Rückbordseite, an der mit großen Goldbuchstaben der Name „Tina“ leuchtete. Nach kam jetzt auch die „Dode“, einer weißen Seejagdgleich durch die Mitte der Bucht fliegend, näher heran.

Im Innern des Ortes trat Detmar Gundermann aus der Thür des vom Bürgermeister bewohnten Hauses hervor. Er war nicht zu dem schwer Erkrankten zugelassen worden. Den Rückweg einschlagend, kam der Senator an der Döbbelin'schen Apotheke vorüber, deren Besitzer ausblickend unter seiner geöffneten Thür stand und, sich in Ergebenheit verbogend, Gundermann mit der achselzuckenden Bemerkung ansprach: „Ich kann Ihnen mittheilen, Herr Senator, daß bereits das letzte Mittel für derartige Fälle aus meiner Offizin geholt worden ist. Es hat sich, wie ich vorausah, nutzlos erwiesen; wir müssen uns auf den baldigen Eintritt des Herrn Bürgermeisters gefaßt halten.“

Er äußerte es wohl mit einer leicht bedauerlichen Miene, doch sein Ton legte kein Leidwesen an den Tag, drückte die allgemeine Stimmung der Stadt aus, welche durch diesen Tod an sich keinen Verlust erlitt. Und er fügte noch deutlicher nach: „Nun, wir sind Alle diesem Naturgesetz unterworfen und man kann sagen, daß nach demselben seine Zeit erfüllt war. Die Frage, welche er hinterläßt, ist, wer sein Nachfolger sein wird. Da unsere Bürgerschaft das Wahlrecht besitzt, würden darüber wohl bei Niemandem ein Zweifel obwalten können, wenn nicht veraltete Bestimmungen dem sonst unbedingt Gebotenen ein Hinderniß entgegensehen. Aber meines Erachtens sollte man durchaus diesen Anlaß ergreifen, um für die Wohlfahrt unserer Gemeinde bei der Regierung die Aufhebung der völlig ungerechtsertigten, im vorliegenden Falle die vor Allen geeignete Persönlichkeit ausschließenden Wahlbeschränkung zu verlangen.“

Die äußerst wohlgefeierte Bürgerschaft des Apothekers ließ einige auf der Straße herankommende zuhören anhalten; dem Senator fiel merkbar ein öffentliches Sich-Auslassen über die angeregte Frage nicht erwünscht, er erwiederte nur kurz: „Eine Umländerung der gesetzlichen Vorschrift über die rechtsgelehrte Eigenschaft des Bürgermeisters unserer Stadt kann wohl nicht in Nede kommen; ich wenigstens würde meine Zustimmung zu einem solchen, im Übrigen auch völlig aussichtslosen Gefüge nicht geben.“ Das Letzte sagte er, in den Laden hineintretend, und setzte abbrechend hinzu: „Da ich gerade hier bin, will ich etwas Brausepulver mitnehmen, Herr Döbbelin; das Herannahen der warmen Jahreszeit macht wünschenswerth, es im Hause zu haben.“

Der Apotheker füllte nach altmodisch umständlichem Verfahren zwei Opodeldoegläser zur Mischung mit dem Verlangten an, widelte sie kunstgerecht ein und fragte: „Sonst haben der Herr Senator nichts zu befehlen?“

„Nein, weiter wußte ich nichts, — oder,“ Gundermann dachte einen Augenblick nach, — „doch, Sie können mir ein wenig Arsenik geben, mir sind in der letzten Nacht im Geflügelstalle zwei Hühner von Ratten gebissen worden, ich muß die häßlichen Gäste loszuwerden suchen.“

Döbbelin verneigte sich zustimmend: „Zu Befehl, Herr Senator, — wohl die Banderratte, die uns neuerdings zu schaffen macht; ja, Sie sind äußerst unangenehm und weit gefährlicher als mus Rattus, unsere Hausratte.“ Er nahm ein mit einem Todtenkopfe gefeuertzeichnetes Gefäß vom Bord, balancierte es zwischen den Fingern und fügte halblächelnd nach: „Eigentlich ist es Vorschrift, Arsenik nicht ohne ärztliche Anordnung verabfolgen zu lassen, aber bei Ihnen, Herr Senator, kann ich ja über die sichere Aufbewahrung beruhigt sein, — nur um Lebens und Sterbens willen, — ich meine, für alle denkbaren Fälle, — will ich bei dem ähnlichen Aussehen mit dem Brausepulver —“

Er schüttete von der weißen Substanz in ein Glas, verschloß dies vorsichtig und klebte ein ebenfalls mit einem Todtenkopfe versehenes Blättchen drumher, auf das er noch mit Tinte unterstrichen „Gift“ hinzuschrieb.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

**Im Museum für deutsche Volkstrachten zu Berlin.**

Von Oskar Cordel.

Mit Zeichnungen von Ludwig Dettmann.

Gerade wie nach dem Zeitalter der Encyclopädisten und der großen französischen Revolution, welche sich gebedete, als

Wer kennt sie nicht, die wunderbaren Schan-Sammlungen, welche uns in Kleidern und Schmuckstücken, Wässen und Gögenbildern, Geräthen und Waffen, Hütten und Canoes ein Stück Leben der Wilden und Halbwilden aus den entferntesten Gegenen des Erdballes vor Augen führen? Wer hätte nicht wenigstens gehört von dem Museum für Völkerkunde in Berlin, der großartigsten dieser Sammlungen, von der fürzlich eröffneten ethnologischen Abtheilung des Wiener Hof-Museums und ähnlichen Anstalten? Sie zeigen uns ein ungeheures Stück Welt, ein Fülle von Stoff zur Kenntniß des Landes und der Leute

an's Werk gelegt wird, um den Fehler gut zu machen und die Lücke auszufüllen, der muß sich sagen, daß auch in der Völkerkunde die internationale Strömung abgelöst zu werden beginnt durch die nationale, das Weltbürgertum durch die Einkehr in's vaterländische Leben. In der That wird es auch draußen, namentlich unter den sogenannten Natur-Völkern, nicht allzuviel mehr zu sammeln geben; der gierige Hauch der europäischen „Cultur“ rafft jene Völker erbarmungslos dahin, mindestens aber raubt er ihnen die psychische Ursprünglichkeit, die allein Werth für die ethnologische Wissenschaft besitzt. Dahin-



Vom Sohne. Von S. Glüdlich. — Siehe Seite 7.

wolle sie alle Völker der Erde vorbründern, überall eine Zeit der Einkehr in das vaterländische Leben eintrat, eine Zeit, die bei uns die Romantik in Schrift und Kunst großzog. — gerade so ist dem Weltbürgertum der letzten Jahrzehnte eine nationale Strömung gefolgt, zunächst auf politischem Boden sich äußernd, dann die Kunst und endlich auch die Wissenschaft, diese internationalste unter den menschlichen Geistesäußerungen, in ihre Kreise ziehend.

Ueberraschend zeigt sich das Letztere an dem Schoßlinde der modernen Wissenschaft, der Völkerkunde, einer Schwester der Anthropologie, der Wissenschaft vom Menschen.

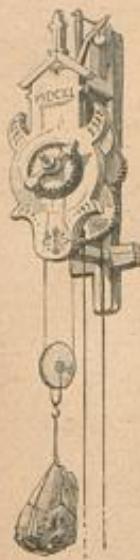
in fremden Welttheilen. Gewaltige Mittel an Geld und Fleiß, an Ruth und Ausdauer, ja an Horschierblut stecken in diesen Sammlungen, welche Staat, Vereine und Einzelne mit Eifer förderten, — aber so viel sie uns auch über das sagen, was bei den Völkern in der Ferne ist oder doch war, über unser eigenes Volk sagen sie uns nichts.

Und wer nun sieht, wie neuerdings auf einmal die Erkenntniß austaut, daß allen diesen Sammlungen für Völkerkunde die wichtigste Sammlung, die vom eigenen Volke, fehlt und nun, mit der ganzen Rastlosigkeit und Freudigkeit des Sammeleifers und der Sammelfertigkeit unserer Tage hand

gegen wird das eigene Volk, wenn auch hier die Neuzeit kaum minder gründlich mit den alterthümlichen Originalitäten aufräumt, noch für lange ein reichquellender Born für die Wissenschaft bleiben, weil das Sammeln nicht nur weit umfassender betrieben werden kann, sondern auch muß.

Dem der wertvollen Anknüpfungs-Punkte gibt es weit mehr daheim, als in der Fremde.

In aller Stille hatte unter einer Anzahl von Berliner Freunden und Förderern der Wissenschaft der Gedanke Wurzel gesetzt, ein Museum deutscher Volkstrachten zu begründen, welches auch die Erzeugnisse des Handgewerbes umfassen sollte.



Modell der ersten Schwarzwälder Uhr.

Beides, — Wollstracht und Hausgewerbe, — steht ja in Gefahr, völlig verschlungen zu werden, die eine von der modernen Allgemeinsleidung, das andere von der Fabrik-Industrie. Vieles ist sogar schon von der Bildfläche verschwunden; anderes triestet nur noch nothdürftig ein augenscheinlich kurz bemessenes Dasein. Da galt es zu retten, was möglich, gerade so wie draußen bei den Naturvölkern, wo Adolf Bastian's weithallende Rossandra-Rufe noch in den leichten Augenblitzen eine ahnungslose Jagd nach den Überbleibseln der entzündenden Urzeit entfesselten und der Wissenschaft unbeschreibbare Beute sicherten. Auch hier erwies sich der Liebe Mühlen nicht verloren; wo man kaum noch glaubte etwas finden zu können, lamen reiche Schätze zum Vortheil; mit dem Erfolge wuchsen Muß und Eifer, und in kurzer Zeit schon war so viel des Ersehnten bejammert, daß man sich sagen mußte: „die Sache glüht; nur frisch weiter!“

Weitentliche Unterstützung wurde dem Unternehmern durch den Cultus-Minister Dr. von Götsche zu Theil. Die warme Fürsorge für alle, auch die entfernt liegenden Zweige der Wissenschaft, welche diesen Mann auszeichnet, machte sich auch hier geltend. Nicht nur stellte er alsbald Räume für die Unterbringung der Sammlungen zur Verfügung, sondern er gab auch unmittelbare Anregung zum Sammeln in Gegenden, die nach seiner reichen Erfahrung besondere Ausbeute versprachen und in denen seine vielvermögende Fürsprache die Arbeit der Sammler vornehmlich erleichtern konnte.

In der Klosterstraße 36, da wo früher die nunmehr mit der Bau-Academie zur technischen Hochschule vereinigte Gewerbe-Academie ihren Sitz hatte und wo gegenwärtig das hygienische Institut die oberen Geschosse belegt hat, wurde dem neuen „Museum für Wollstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes“ im Erdgeschosse eine Stätte bereitet. Es sind die Räume des ehemaligen anorganisch-chemischen Laboratoriums die für diese Verwendung noch frei waren; sie sind beschrankt, aber für den Augenblick, wo nichts Besseres zu haben war, eine willkommene Aushilfe. Am 27. October konnte die Einrichtung als beendet angesehen und das gelungene Werk den Begründern und Förderern vorgeführt werden. Am 3. November folgte die Eröffnung für alle Welt.

Im Allgemeinen ist bei Aufbau und Ausstellung der Gegenstände die Absicht verfolgt worden, möglichst jedes für den Zweck in Frage kommende Gebiet des deutschen Reiches durch eine Art von Gruppen-Darstellung zu vertreten. Soweit also noch genügender Stoff aufzutreiben ist, will man ganze Haus- oder doch Zimmer-Einrichtungen anschaulich machen. Vorläufig

war dies nur vereinzelt möglich. Eine Elsässer Bauernstube, als Koje in den Raum eingebaut, birgt der erste Saal,



Nussknacker.

der größte des Museums, zu einer wendischen Bauernstube des Spreewaldes ist der letzte eingericthet.

Vereits bei der Eröffnung war Alles vorhanden, um noch zwei weitere Bauernstuben aufzustellen; nur erlaubte es der Raum nicht, — und die Unternehmer versicherten, es würde ohne wesentliche Schwierigkeiten möglich sein, die zehntägige Anzahl derartiger Ausstellungsstücke zusammen zu bringen, wenn sonst nur Geld und Platz genug da wäre. Dankbar also ist die Aufgabe des Unternehmens in dieser Hinsicht; ein noch wenig beachtetes Feld liegt ihm offen, dessen Boden Schätze von kaum geahntem Umfang birgt.

Allerdings thut Eile noth. Denn kaum ist jenes Feld in Angriff genommen, so finden sich auch schon Sammler aller

Art ein, um von dem Ertrag für sich ein möglichst großes Theil einzuhemen. Und das verhindert nicht nur die Anfangspreise, es

zu erfüllen haben. Denn vielfach sind die Reste früherer Wollstrachten mehr eine Last, als ein Besitz für den Inhaber geworden. Benutzt kann er sie nicht mehr, da jene Tracht längst den modischen Kleidern gewichen ist, fortwerfen oder dem Trödler verkaufen will er sie aber auch nicht, weil sie ihm dazu als Andenken zu teuer sind. So hat er denn seine liebe Noth, sie vor Rottenschärf zu schützen und besucht sich keinen



Thüringer Haube.

Augenblick, diese Sorge dem Museum zu überlassen, wenn dies ihm erklärt, daß es die Sachen besitzen möchte. Es gibt allenthalben noch überaus viele derartige halbvergessene Vertreter einer fast oder gänzlich verschollenen Tracht oder eines ausgestorbenen Brauches, einer Kunstfertigkeit und dergleichen mehr, und Niemand sollte läugen, von dem Vorhandensein solcher Stücke dem Museum Kenntniß zu verschaffen.

Merkwürdigweise haben die Schul Lehrer vielfach Anlaß zum Ablegen interessanter alter Trachten gegeben. Jahn fand zu Monchau auf Rügen einen jungen Herrn, der sich rühmte, endlich vor Kurzem den letzten Jungen seiner Schule, der noch Monchauer Kleidung trug, diese Tracht abgewöhnt zu haben. Er wolle keine Hanswürste in seiner Schule sehen. Nun kann man ja im Zweifel darüber sein, ob es ratsam wäre, gesellschaftlich auf Festhaltung der Wollstrachten hinzuarbeiten; denn nicht alle Trachten sind eigentlich schön oder zweckmäßig, — aber das Gegenheil zu betreiben, die immerhin charakteristische und meist doch auch materielle Urtracht unserer modernen, völlig charakterlosen und ziemlich unschönen Kleidung zu opfern, das sollte doch am wenigsten einem Schulmeister in den Sinn kommen.

Neben jenen oben erwähnten beiden vollständigen Bauernstuben enthält nun das Museum eine sehr große Zahl einzelner, in Schränken und Vitrinen untergebrachter Stücke, ferner Kostüm-puppen und dergleichen mehr. Von manchen Gegenständen sind schöne Sammlungen vorhanden, so z. B. von den Elsässer Stühlen, den sogenannten Kleilöwen, den Kappen, Bruststücken oder sonstigen besonders bezeichnenden oder durch Kunstfertigkeit auffallenden Trachttheilen gewisser Gegend. So findet man aus Littauen, wo unter Vermittelung des Cultusministers Herr Kaufmann Franz Götsche eine sehr vollständige Sammlung anlegte, eine reiche Auswahl der „Johsbänder“ und der bunten gestrickten Woll-Handschuhe, welche dort in hübschen Mustern

bringt auch die Gefahr der Verzettelung mit sich. Nur die Vereinigung des Stoffes in großer, jedem zugänglicher Sammlungen kann von wahren Nutzen für die Allgemeinheit, für die Wissenschaft sein. Wenn alle möglichen Curiositäten-Liebhaber einzelne Stücke kaufen, um ihre Wohn- und Empfangsräume damit phantastisch auszupüren, zu Renomme-Salons zu machen, so darf, selbst wenn dabei ernsthafte Studien beabsichtigt würden, kein erproblicher Erfolg erwartet werden. Vereinzelt gehen die Sachen womöglich mit der Zeit ganz verloren, oder man vergibt



Feuerbeden.

ihre Bedeutung und Herkunft, während sie dem Museum vielleicht zu wichtiger Sielle zur Vervollständigung eines Gesamtbildes fehlen. Es kann deshalb nicht dringend genug empfohlen werden, bei jeder sich bietenden Gelegenheit diesem Verzetteln wertvolle Reliquien entgegenzutragen und darin mitzuwirken, daß Alles, was noch anzutreiben ist, der Hauptammlung zustießt. Schon der Wetstreit verschiedener Museen ist dem Zwecke nachtheilig. Dr. Ulrich Zahn, einer der Begründer und Hauptmehrer der Sammlung, unternahm im letzten Winter einen halsbrechenden Marsch über das mürbe, unter jenen Füßen beruhende Eis der Spreewald-Gewässer, um einem Andern beim Anlaufe interessanter wendischer Stücke zuvorzutreffen. Das Wagnis glückte; es war nothwendig, um der Verschleppung jener Stütze vorzubeugen, aber wo findet sich immer jemand, der zugleich wissenschaftlich und kunstgeschichtlich gebildet, geschäftstüchtig und verlogen genug ist, um durch dergleichen abenteuerliche Handstreiche der guten Sache Dienste zu erweisen? —

Nicht immer freilich ist solch dramatisch angehauchtes Eincreisen nothwendig. Oft genug öffnen sich Spinden und Trubeln nur vor dem berufenen Auge, um die von verständiger, pietätvoller Sorge lange gehüteten Schätze gern und willig dahin zu überantworten, wo sie ja zweitelloß am besten aufgehoben sind, wo sie gewissermaßen ein zweites Leben nach ihrer Auferstehung aus langer Grabschicht beginnen und von neuem einen Beruf



Hochzeitskitter aus dem Spreewalde.



Brant aus St. Georgen im Schwarzwalde.

mit großem Geschick von den Mädchen und Frauen angefertigt werden. Jedes litthauische Mädchen beginnt von seiner Einsegnung an Handschuhe zu stricken. Wenn es sich verheirathet, so schenkt es jedem Hochzeitsgäste ein Paar dieser Handschuhe, welche dann der Gedachte während des Hochzeitstahles vor der Brust trägt, angehängt an ein Tischtuch, das er um den Nacken legt. Bibelsprüche, ja das ganze Baterunter findet man eingestrickt auf solchen Handschuhen, auf welche sich sehr wahrscheinlich die jetzt auch bei uns verbreite entsprechende Handschuh-Mode ursprünglich zurückführen lässt.

Am vollständigsten ist im Museum die Mark Brandenburg nebst dem Spreevalde vertreten. Alles was dort an einschlägigen Gegenständen aufzutreiben war, findet man im Museum beheimatet. Ferner zeigt sich Pommern in ziemlicher Vollständigkeit, vor allem Mönsgut, der Pyrit der Weizacker und Jamund, ebenso das schon erwähnte Litthauen, Theil vom Elß, Oberbayern und Franken. Aus Baden (Schwarzwald) ist recht viel vorhanden; die Probstei (Holstein), Bierlanden (Hamburg) und Schwalm (Hessen), weiter Ermland, einiges aus Schlesien. Auch über die deutschen Grenzen hinaus hat man geöffnet, insoffern die Schweiz, und zwar aus der Zürcher Gegend, bemerkenswerthe Beiträge lieferte. Dagegen fehlen, wie man sieht, erhebliche Theile, namentlich vom mittleren Deutschland, und es wiss der Cultusminister unter Anderem auf Bielefeld und das Mindener Land hin, wo noch Prachtstücke alter Volstracht in Masse zu haben seien.

Nichts würde mehr ermüden, als eine ausgedehnte Aufzählung des Inhaltes im Einzelnen; doch mögen wenigstens einige besonders bemerkenswerthe Stücke angeführt werden.

Aus dem Elß, von wo namentlich durch die Bemühungen des Bankiers Alexander Meyer Cohn Vieles und Gutes erworben wurde, sieht man unter Anderem eine sehr schöne Sammlung von Frauen-Kappen, Brautkronen, von prachtvollen Stuckereien und dergleichen. Brautkränze und Firmungskränze aus Baden sind gleichfalls auffallend an Form und Farbe; in ihrem Schranken hängt die getreue Nachahmung einer Schwarzwälder Uhr ältester, ursprünglicher Bauart. Auch Jamund (bei Kösli in Pommern) stellte eine Brautkrone, und ein Brautbitter präsentiert sich hier in volle Figur. Beachtenswerth sind die gestickten Schultertücher der Bäuerinnen von Weizacker in ihren verschiedenen Farbenstimmungen für freudige und traurige Veranlassungen. Die Farben der Freude sind roth und grün, das Leid zeigt sich blau; der Grund ist jedesmal schwarz. Das Merkwürdigste an der Weizacker Frauentracht aber bildet das Längenverhältniß von Ober- und Unterleidung; das Hemd ragt nämlich mehr als Handbreit unter den Röcken hervor. In der Spreewälder Abtheilung siehen eine katholische und eine evangelische Wendin, erstere aus Wittichenau, letztere aus Burg, im vollen Brautstaat einander gegenüber. Das Prachtstück in der Tracht der Katholikin ist der Kopfschmuck, während die Halskrone der Protestantin eine kleine Schenkwürdigkeit für sich bildet. Diese Krause wurde, zart gestickt und sauber gestickt, wie sie an Ort und Stelle war, durch eine besondere Person, welche sie in der Hand trug, nach Berlin geschafft, um nicht beschädigt oder unansehnlich zu werden.

Die Redensart, bei Jemandem etwas „auf dem Kerbholze“ haben, ist allbekannt, ein wirlisches Kerbholz aber hat von allen denen, die jene Redensart brauchen oder doch kennen, sicherlich nur die kleinste Zahl gesehen. Wer seine Kenntnisse nach dieser Richtung vervollständigen will, wird den Weg zum Trachtenmuseum nicht vergeblich einschlagen. Wer aber meinen sollte, der „Margileb“, die Wasserpfeife also, wäre ein ausschließlich orientalisches Gerät, der findet hier den Beweis vom Gegenteil. In der bairischen Abtheilung steht, einem ganz abgelegenen Dorfe entstammend, eine Wasserpfeife, aus welcher die Bauern im Wirthshaus rauchten. Und zwar war diese Pfeife eine Art von communistischer Veranstaltung, insoffern sie Mehrere gleichzeitig benutzen konnten. Jeder Bauer hatte nämlich seinen besonderen Schlauch an derselben, durch welchen er aus dem gemeinamen „Kopfe“ den würzigen dampf durch's Wasser einfaugte. Diese bairische Abtheilung weist außerdem die großen Ringelhauben der Frauen, geschmackvoll aus rothem und blauem Leder gearbeitete Körbe, eigenartige, längliche Brautkränze, durch welche das Haar hindurchgezogen wird, ferner hübsche Spinnruten, Pfannenhalter und andere sehenswerthe Stücke auf.

Überall, wo es anging, hat man Wachsfiguren für die Trachten verwendet; am Besichtigungstage stolzirten sogar lebende Figuren als Weizackerinnen, Probsteier Bäuerinnen, Elsässer Bauernburschen und dergleichen umher. Louis Costan, der Besitzer des weltbekannten, nach ihm benannten Panoptistums, hat sich der Mühe unterzogen, diese Wachsfiguren sinngemäß zu modelliren, und Niemand wird dem schindigen Oberbayern, dem wendischen Brautbitter oder der alten Wendin, welche den schreienden Bengel in der Wiege vergeblich zu beruhigen sucht, das Zeugniß verjagen, daß sie Meisterleistungen sind, geeignet, die Wirkung der malerischen Umgebung bestens zu erhöhen. Herr Costan gehört zu den Begründern des Museums und hat sich um dasselbe anerkenntenswerthe Verdiente erworben.

Bei dieser Gelegenheit darf nicht versäumt werden, Rudolf Birchow's zu gedenken, der sich bald nach dem Entstehen des Planes zum Museum dem Begründungs-Ausschüsse zugesellte, und dessen mächtiger Einfluß sich unverkennbar bei dem Fortgang des Unternehmens äußerte. Die Verwaltung der Räthen-Angelegenheiten ruht in der Hand William Schönau's, dieses allezeit opferbereiten, hochherzigen Macens der Wissenschaft, dessen erdnahmende Geschäftskennniß und Erfahrung ihn zu einem unschätzbaren Rathgeber für die verschiedensten Veranlassungen machen. Von sonstigen hervortragenden Comité-Mitgliedern seien Bastian, Max Bartels, Albert Böck, Director des Anthropologischen Museums, Prof. W. Schwarz, Director des Louisentädtischen Gymnasiums, Prof. Weinhold und Prof. Hermann Weiß, Director des Reichshauses, genannt.

Beim Durchwandern des Museums wird man nicht selten Gelegenheit haben, den Kapitän Jacobson, bekannt durch seine als Sammler des Museums für Völkerkunde unternommenen grossartigen Weltreisen, durch seine Bella Coola-Expedition u.s.w., anzutreffen. Dieser überaus tüchtige Mitarbeiter des jungen Unternehmens ist in seiner eingehenden Sachkenntniß, in seiner auf jenen Weisen erworbenen Weite des Gesichtskreises und nicht minder in der liebenswürdigen Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit seiner Person ein ebenso angenehmer, als unterhaltender und zuverlässiger Führer, der sich dieser Aufgabe mit der vollen Wärme des eifrigsten Forschers hingiebt. Wer genauere Belehrung über den Inhalt der Sammlung wünscht, thut gut, diesen Herrn aufzufinden und sich ihm anzuschließen.

Eine wesentliche Bedeutung des Museums beruht übrigens darin, daß es ausgiebige Gelegenheit zu Studien kunstgewerblicher Art darbietet und somit berufen ist, auch greifbaren

practis, zu Nutzen zu stellen. Die wunderschönen Handarbeiten aus in sichen, durch die Kunstfertigkeit ihrer Frauen hervorragenden Gegenenden, enthalten eine solche Fülle von Motiven in Ornament und Farbengabe, daß unser Kunstgewerbe reiche neue Anregungen aus den hier aufgehängten Schäben zu schöpfen vermögt. Und so sollte denn gerade auch die Frauenwelt diesem schönen Unternehmen ihre vollste Theilnahme schenken, — gebend, indem sie ihm Stücke zuzuwenden sucht, welche irgendwo ein verborgenes Dasein fristen und wohl gar der Vernichtung entgegen, — nehmend, indem sie ihre Anschauungen über Tracht und Schnick, über Ausstattung der Häuslichkeit und des Haushaltsgutes bereichern und vertiefen in dem Studium der deutschen Volkstrachten und Erzeugnisse des Haushaltsgewerbes.

#### Raudeck verboten.

### Tschod.

Eine wahre Geschichte von Emil Peschka.

**T**he ich mit meiner Erzählung beginne, bitte ich den Leser um Verzeihung. Er denkt vielleicht, „Tschod“ sei der Spitzname eines berühmten Hochstaplers oder der Kosenname einer vergötterten Soubrette. Aber Tschod ist nichts weniger als ein moderner Held. Er ist überhaupt kein Held, — nicht einmal ein Mensch. Tschod ist ein Hund, keiner jener edlen Hunde, von denen man bisweilen in den Zeitungen liest, sondern ein Alltagshund. Trotzdem er nun schon in die Jahre kommt, — bei Hunden darf man das Alter ja nennen, — war er noch nie auf einer Ausstellung. Er hat bei seinem Wettrennen einen Preis errungen, und es ist ihm auch noch nicht gelungen, einen Menschen aus dem Wasser zu ziehen, da er sich, — auch wenn er die Kräfte dazu besäße, — selber vor dem Wasser fürchtet. Er hat noch keinem Reporter eine Zeile zu verdienst gegeben. Nicht einmal jene wackeren Zeitgenossen, die aus dem Hundebüchlein ein Handwerk machen, zeigen Interesse für ihn. Wenn er über die Straße läuft, blickt ihm keine ältere Dame mit Rührung nach, sein sportmäßig gekleideter Jüngling misst mit Kennerblick seine Glieder, kein Kind ruft jubelnd aus: „Ach, was für ein schönes Hundl!“ Nur die Straßenjungen geben ihm bisweilen einen Tritt, und wenn er dann zu heulen beginnt, erregt er die öffentliche Aufmerksamkeit so weit, daß Einer oder der Andere sich nach ihm umwendet und in die Worte ausbricht: „Was für ein abscheulicher Kötter!“ Tschod ist eben, man mag ihn von was immer für einer Seite betrachten, auch als Hund ein ganz armeloser Bursche. Und doch giebt es in seinem Leben einen Tag, der der Vergessenheit entrissen zu werden verdient, einen Tag, an dem Tschod gepriesen und gefeiert wurde wie der edelste der Helden.

Tschod's Herr war ein wohlhabender Junggeselle, der einen großen Theil seiner Zeit verbummelte. Er liebte es, durch die Straßen zu schlendern und dabei bald da, bald dort in einen Laden zu treten, um seine Einkäufe zu machen. Dann wartete Tschod stets vor der Ladentür, und so kam es, daß er zur Zeit unserer Geschichte eine Frankfurter Straßenfigur war. Wenn man über die Zeit oder durch die Kaiserstraße ging, so konnte man hundert gegen eins wetten, daß irgendwo vor einem der eleganten Magazine statt wie ein Steinbild, mit ergebungsvollem Blicke ein verwirrt aussehender, schmutzharbener Bürdner saß. Dieser Pinscher war Tschod, der wartete. Tschod, der die Rückkehr seines Herrn erwartete, und der, so lange er da auch sitzen mochte, doch nie geöffnet wurde.

Hätte sich übrigens Jemand die Mühe genommen, Tschod auf die einzelnen Stationen seines Wartens zu folgen, so wäre er gewiß zur Überzeugung gekommen, daß es mit dem „Bummeln“ von Tschod's Herrn nicht gar so schlimm war. Tschod wartete jetzt vor dem Laden eines Buchhändlers, dann vor dem Aufgang zum Kunst-Verein und dann wieder bei einem Antiquitäten-Lager, einem Gemälde-Auctionator. Vor dem Café Bauer wartete Tschod nie so lange, als er auf einen Billard-Spieler, einen Stat-Enthusiasten hätte warten müssen. Sein Herr trank offenbar nur eine Tasse Kaffee, las ein paar Journale und ging wieder. Wie aber wartete Tschod vor einem der Cafés Chantants, oder vor einem der Mode-Magazine mit ihren farbenprunkenden, verführerischen Schaufenstern. Daß Tschod's Herr für die Tempel der Mode sein größeres Interesse zeigte, müßte man freilich schlimm nennen, wäre er verheirathet gewesen; aber er war ja Junggeselle, und so war es ein Blatt mehr in seinem Ehrenkranze. Er mußte, — nach Tschod's Warten beurtheilt, — ein durchaus gediegener Charakter sein.

Doch dem so war, bewies auch die Art und Weise, wie er zu Tschod gelommen. Am Main-Ufer lustwandelnd, hatte er eines Tages ein paar Jungen erblickt, wie sie eben einen kleinen Hund extränken wollten. Mitleidig ging er hin und zog das zappelnde Thier aus dem Wasser. Es war Tschod. Er nahm ihn nach Hause, hüllte ihn in warme Decken, damit er keinen Schnupfen bekomme, und erklärte dann seiner Haushälterin, daß sie von nun an für Tschod's Wohlbehinden ebenso Sorge tragen müßte, wie für sein eigenes. Tschod erwies sich für all' das jedoch nur so weit dankbar, als es seine Natur eben zuläßt. Er wurde weder ein gelehriger Hund, noch ein schöner Hund. Als er herangewachsen war, konnte er gar nichts, als — warten, und sein Neukeres wollte zu der vornehmen Erscheinung seines Herrn durchaus nicht passen. Dieser mußte immer wieder den Spott seiner Bekannten und Freunde über sich ergehen lassen, hunderte von Widerlichkeiten erwuchsen ihm aus seinem Verhältniß zu Tschod, — aber er ließ doch nicht von dem Hunde. Und das muß ihm um so höher gerechnet werden, als er eine etwas schüchterne, empfindliche Natur war, die jedes spöttische Lächeln schmerzlich empfand, und sich vor den Naubheiten der Wirklichkeit scheinbar fühlt in sich selber verschlossen.

Vielleicht war es auch ein wenig Trost, was ihn so sehr an Tschod festhalten ließ. Dann aber war es kaum ein unedler Trost. Man mag das übrigens so oder so betrachten, — That'sche ist, daß Tschod und sein Herr unzertrennlich waren.

Es ist nicht unmöglich, daß Tschod auch Nicht-Frankfurtern aus jener Zeit her, von denen die Geschichte seines Lebens nun zu erzählen hat, noch im Gedächtniß ist. Jeder Fremde, der die schöne Mainstadt besucht, lernt ja gewiß öfters seine Schritte nach dem Palmengarten. Damals nur sah man einen Tag wie den anderen zur Zeit des Nachmittag-Concertes unmittelbar neben dem Eingange des Gartens eine seltsame Erscheinung. Eine graue, verwitterte Hundegestalt, auf den Hinterrüften sitzend, das von einem zerzausten Bartte umrahmte An- gesicht mit einem eigenthümlich traurigen Ausdrucke statt auf

die Vorübergehenden gerichtet. Eine Gestalt von Absen, häßlich, düster, voll niedergedrückender Melancholie. Diese Gestalt war Tschod.

Tschod wartete. Er wartete auf seinen Herrn, aber das Warten schien ihm noch weniger Vergnügen zu machen, als sonst. Vielleicht war die Musik daran schuld, die bald im Strauß'schen Walzertheate und bald in Wagner'schen Rhythmen vom Concert-Platz herüberklang. Tschod war kein Freund der Musik, er hasste Strauss ebenso wie Wagner. Es stand wirklich schlimm um Tschod. Sein Herr dachte zwar nicht daran, sich seiner zu entledigen, aber er dachte auch nicht mehr daran, daß Tschod wartete. Er saß in dem schönen Laubgange vor dem Musik-Pavillon, zwischen Palmen und Blumen, und sah nur das schlanke, blonde Mädchen, das in dem hellen, duftigen, an die Zeiten unserer Großmutter erinnernden Modekleide wie eine Gestalt aus einem Märchen in sein Leben trat. Er sah nichts als sie, das Leuchten ihrer blauen Augen, das Lächeln ihres rothen Mundes. Und er hörte nichts, als ihr Plaudern, wenn sie an ihm vorüber kam, und dachte nichts als sie und immer wieder sie.

Armer Tschod, es stand wirklich schlimm um Dich! Dein Herr war verliebt. Und das Schlimmste war, daß er nicht wußte, was ihm. Er war nicht blos schüchtern, sondern auch mißtrauisch. Man sagt den Frauen ja so viele schlimme Dinge nach, — natürlich ohne jede Berechtigung. Aber Tschod's Herr hatte zu viel gehört und gelesen, es mußte ihm bang werden, wenn er an's Heirathen dachte. Dieses liebliche Geschöpf sah ja mit so feelenwollen Augen in die Welt, — aber lag das nicht auch ein wenig an der großen Krempe des wunderlich geschwungenen Strohhutes? Und war dieser Schimmer von Poësie, diese märchenhafte Anmut nicht am Ende ein Werk der Schneiderin? Wenn er in diesem Rausche seine lösliche Junggesellenfreiheit aufgab, um dann an der Seite eines faltigen, herzlosen Geschöpfs zu erwachsen?

Armer Tschod! Wenn es auf deinen Herrn ankommt, wirst du dich noch zu Tode warten. Er ist nicht blos schüchtern, er ist auch mißtrauisch, und deshalb ist keine Aussicht für deine baldige Erlösung. Dein Herr ist im Stande, dich Jahre lang so Tag für Tag warten zu lassen, — bis seine Fee endlich einen Anderen heirathet.

Armer Tschod! Endlich aber wurde es Tschod zu toll. Auch Hunde haben Nerven, und Tschod glich schon längst seinem Steinbilde mehr, wenn er wartete. Er schüttelte sich immer häufiger und bisweilen knurrte er oder zeigte gar die Zähne. Und dann geschah es eines Tages, daß er sich plötzlich erhob, langsam, ganz langsam nach dem Thore schlich, dann mit eingezogenem Schwanz eine Weile das eiserne Gitter beschmückte und endlich, nachdem er noch argwohnisch den Knopf ein wenig nach dem Thor-Wächter gewendet hatte, wie ein jäh aufgeschreckter Hase davon sprang.

Aber nicht nach der Straße zu, sondern in den Garten!

Und kaum eine Secunde später jagte er schon in der langen Allee vor dem Musik-Pavillon dahin. Heulend und kläffend, mit funkelnden Augen und eingezogenem Schwanz.

Ein paar Damen sprangen erschrocken auf und riefen:

„Er ist toll, er ist toll!“

Aber in demselben Augenblicke brach Tschod zusammen. Der silberne Knopf eines Spazierstockchens hatte ihn unerbittlich gemacht.

Es bildete sich rasch eine Gruppe um das Thier, und als Tschod's Herr sie erreichte, mußte er schon seine Arme gebrauchen, um sich ein wenig vorzudrängen.

Dann aber blieb er plötzlich stehen, und seine Augen hingen wie gebannt an dem Bilde, das er erblickte.

Da saß sie, — sie — das Mädchen seiner Träume. Und in ihrem Schoße ruhte Tschod, der nun schon wieder mit dem Schweiße wedelte und seine Augen mit einem röhrend dankbaren Blicke zu ihr erhoben hatte.

„Geben Sie Acht, Fräulein,“ sagte einer der Nachstehenden, „der Hund ist toll.“

Aber sie schüttelte den Kopf und streichelte Tschod.

„Warum nicht gar,“ erwiderte sie. „Der arme Kerl hat gewiß seinen Herrn verloren.“

„Und Dein Kleid, Johanna, Dein schönes Kleid! Da schau, — nun hast Du schon Blutslecken daran.“

Sie schüttelte wieder den Kopf und lachte. Und dann wurde sie gleich wieder ernst und streichelte den Hund von Neuem.

„Armer Kerl!“ sagte sie zärtlich. „Hat es weh gethan? Wo hast Du denn Deinen Herrn?“

„Der bin ich, Fräulein,“ erwiderte Tschod's Herr, der nun plötzlich entschlafen vortrat.

Er war wie mit Blut übergossen, und seine Augen strahlten.

„Ich danke Ihnen,“ fuhr er fort. „Sie sind eben so gut als tapfer. Sie sind ein Engel, Fräulein.“

Dann aber stürzte er. Seine Kraft war erschöpft. Er war zu Tode erschrocken über den ungeheuerlichen Mut, den er entwickelt hatte. Glücklicher Weise mengten sich nun aber die Uebrigen in das Gespräch, und Tschod's Herr hatte Zeit, seine Verlegenheit zu überwinden. Und dann ging Alles wieder so leicht, — ganz merkwürdig leicht.

Der Raum war gebrochen, Tschod's Herr wußte, was er zu thun hatte.

Und damit schließt auch die Geschichte ihre denkwürdigen Tage aus Tschod's Leben. Gegenwärtig nagt nicht der geringste Kummer mehr an seiner Seele, und wenn er jetzt noch manchmal „warten“ muß, so tröstet ihn dabei wohl der Gedanke, daß seine „Frau“ schon rechtzeitig ein Ende machen und zu seinem Herrn sagen wird.

„Komm, — lassen wir Tschod nicht länger warten.“





Nachdruck verboten.

**Punsch.**

Von Hasso Harden.

**S**iehein, er soll zu Großväterchens Hausrath geworben werden, der alte gute Punsch, dem wir so manche frohe Stunde verdanken. Seltener und immer seltener begegne ich der dampfenden Bowle, der duftige Trank wird unmodern, und kaum noch unter dem Weihnachtsbaum oder am Silvesterabend wählt man ihm sein ehrwürdiges Recht. Nur der preußische Hof hält treu an altherüberlieferten Sitte fest: wenn die großen Courfeste sich ihrem Ende zuneigen, in dem herrlichen weißen Saale des Hohenzollernschlosses die letzten Klänge des Gala-Concertes verklungen sind, durchseilen die Latsaien mit schweren Silberplatten die weiten Räume, den Gästen den berühmten „Kaiserpunsch“ zu credenzieren, — einen Göttertrank in der That von stets gleicher Vollendung! Lange, lange Jahre sind's her, seit ich zum ersten Male die wundervolle Mischung mit jener ehrfürchtigen Scheu schlürfte, welche dem blutjungen Lieutenant geziemt, wenn er seine Adlersäule, vulgo Spanielen, auf dem gefährlichen Hof-Parkett zeigt... mit demselben Entzücken begrüßt ich aber auch jetzt noch in jedem Winter die Minute, in der ich das erste Glas Kaiserpunsch in meiner inzwischen etwas zitterig gewordenen Rechten halte.

Was mag die Schuld sein, daß der Punsch beginnt „unmodern“ zu werden? Ich glaube, Herr Gambrinus trägt die Verantwortung. Seit der schwefelige Geist, dessen gute Eigenschaften ich im Ueblichen gar nicht unterschätzen will, sich bei unseren Geiselschaften Bürgerrecht erobert hat, seit kein Diner, keine Abendgesellschaft möglich erscheint, ohne daß zum Schlusse ein Maß mehr oder minder Eches gereicht wird, seit selbst neben jedem Ballsaal für Jung und Alt eine Bierstube eingerichtet werden muß, — seitdem soll der Punsch überflüssig geworden sein. Ob das Bessere auch hier des Guten Feind war? Ich möchte nicht unbedingt Ja sagen. Gambrinus ist zwar gewiß ein Biedermeier, aber in meinen Augen auch ein Philister: er mahnt mich stets an die dumstige Kneipe, welche auch die stilvollste Einrichtung nicht zu einem passenden Aufenthalte für Damen unmodest; der Geistesstaat regt mich nicht an, er erwidert mich nur, er schenkt mir förmlich jedes leichbeschwingte Blauderwort von den Lippen. Der Punsch aber ist des edlen Weines rechter Bruder!

Doch Pächterbräu bekommt gut, und der Punsch — macht Kopfschmerzen! höre ich sagen. Mit Verlaub: darüber, ob Meister Gambrinus allezeit so ganz friedfertig ist, mag ein Anderer entscheiden; ich bin in diesem Punkte Partei und begebe mich jedweden Urtheiles. Daß der Punsch aber Kopfschmerzen macht, bestreite ich auf das Entschiedenste, — er muß nur richtig zubereitet sein und mit Maß genossen werden. Ein Getränk, um darin (ich bitte wegen des wenig salonfähigen Ausdrucks um Vergebung) um also darin „zu kneipen“, ist ein guter Punsch freilich nicht, aber wir wollen doch nicht so ungerecht sein, die treffliche Gabe ganz zu verwerfen.... weil, nun weil wir am letzten Silvester-Abend in froher Laune des Guten einmal ein wenig zu viel getrunken hatten!

Die Kunst, einen wirklich guten Punsch zu bereiten, ist mehr und mehr abhanden gekommen, seit der Punsch-Extract

sich die Herzen unserer Hausfrauen gewann. Es ist so bequem, den fertigen Extract mit kochendem Wasser zu verdünnen und in wenig Minuten die dampfende Bowle auf den Tisch bringen zu können, wozu sich also noch mit einer umständlichen Zubereitung abmühen! Ich will nun durchaus nicht jeden Punsch-Extract geradezu verdammen; es gibt einige wenige Marzen, die wirklich ganz gut sind, — aber was außer diesen alles noch unter bunten Etiquetten als Burgunder-, Sherry- oder Ananas-punsch Extract in die Welt hinaussegeln, davor bewahre mich alten, unmodernen Herrn der gütige Himmel in Gnaden. Es ist, so zu sagen, ein einfaches Rechen-Grem-pel.

ein Glas Sherry wird mit einem Pfund Zucker aufgelöst. Während dessen reibt man auf etwa fünf Stückchen Würfel-Zucker Citronenschale ab, thut dieselbe hinzu und bereitet einen Liter Thee, der nicht zu stark ziehen darf. In dem Augenblicke des Auflochens der Mischung fügt man ihr den vorfällig abgeöffneten Thee hinzu, läßt das Ganze noch etwa fünf Minuten ziehen und probiert die Süße des Getränkes, die sich, wie stets, nach dem Gebräude richtet.

Bei der Zubereitung jedes warmen Punsches ist das Gefühl von Bedeutung, und ich habe Nadelglocke als besonders geeignet erprobt. Zum Umrühren sollte man nur Holzlöffel verwenden und endlich die Gefäße stets wohl zugesetzt lassen.

Und nun zum Schluß noch ein einfaches, aber ganz vor treffliches Rezept zur Bereitung eines salten Punsches, eines wirklich wunderbaren Getränkes, das besonders geeignet ist, nach einem kleinen Herrendinner gereicht zu werden: Ein Pfund Zucker wird gelöst und mit einem reichlichen Wasserglaße Arras, einem kleinen Gläschen Marasquin und einer halben Flasche vollen, alten, Rheinweins vermischt in Eis gestellt, nachdem die auf Zucker abgeriebene Schale einer halben Zitrone beigegeben ist. Zugleich frappiert man eine Flasche Schaumwein und giebt dieselbe unmittelbar vor dem Anrichten zu der herrlichen Mischung, deren Reiz sich nach meinem Geschmack noch dadurch erhöhen läßt, daß man in jedes Glas vor dem Eingießen einen Tropfen, aber nicht mehr, Angostura tränfelt.

Nachdruck verboten.

**Weihnachtsgeschenk.**

Von Ernst von Wolzogen.

Nun thu' dich auf, du starres Herz,  
Vom ruhigen Leben hart gehämmert,  
Nun säufzte dich, du wilder Schmerz,  
Wenn still der heilige Abend dämmert!

Es schüttelt die kristall'ne Last  
Der junge Waldbau von den Zweigen,  
Am trauten Herd, ein lieber Gast,  
Im grünen Lenzkleid sich zu zeigen.

Der Sternenhimmel, fern und falt,  
In dieser Nacht steigt er hernieder,  
Und tausend, abertausendfalt  
Strahlt er aus Kinderaugen wieder.

Vom Himmel zu der Erde bau'n  
Sich zarte Regenbogen-Brücken, —  
Heut magst du jedem Wunder trau'n,  
Und holder Wahn wird dich beglücken!

Hast du die Liebe tott gewähnt,  
Sieh heute sie lebendig werden!  
Der Friede, den du heiß ersehn,  
Heut walztet lachend er auf Erden.

Ein Kind mit einem Fähnlein weiß,  
So tritt er bittend dir entgegen — —  
Thu' auf dein Herz — und beuge leis  
Dein Haupt dem heiligen Weihnachtsgeschenk!



**Tausend Mark Belohnung.** Von E. Henfeler. Siehe das Bild, Seite 1. — Es ist ein gläcklicher Griff in das volle Leben der Großstadt, den der Maler da gehabt hat. Ein armer Kassenbote hat eine große Summe Geldes verloren, und das durch den Verlust befreiste Bankhaus hat eine Belohnung von tausend Mark für den ehrlichen Finder ausgesetzt. Auf brennend rotem Papier mit gesperrter Schrift prangt die Ankündigung auf der Anschlagtafel. Der Berliner weiß genau, daß die rothe Farbe ausschließlich für behördliche Anzeigen reservirt ist, und er studirt sie daher stets mit besonderem Interesse. Bedeutend erhöht aber wird dasselbe noch, wenn es sich, wie in dem vorliegenden Falle, um eine hohe Belohnung handelt. Dann sind die Anschlagtafeln unausgefeit von einer eifrig studirenden Menge umlagert, die auf das Gewissenhafteste von allen Einzelheiten Kenntniß nimmt. Wer möchte bei den heutigen schlechten Zeiten nicht gern tausend Mark verdienen, und was kann man nicht Alles damit anfangen! Alle wünschen sie ganz genau, wo sie mit dem vielen Gelde machen würden, aber wo ist es zu finden? Berlin ist groß, und einer unter seinen anderthalb Millionen Einwohnern kann doch nur der Glückliche sein. Da sind die Chancen für den Einzelnen freilich nicht groß.

**Vom Sohne.** Von E. Glücklich. Siehe das Bild, Seite 4. — Es ist der Aelteste, der da soeben seine Photographie gesandt hat. Die böse Rekrutzeit liegt hinter ihm. Der Drill des strengen Herrn Unteroffiziers hat einen neuen Menschen aus ihm gemacht, und als solcher stellt er sich jetzt den Leuten zu Hause vor. Von welcher Stolze Kreide ist das Antlitz des braven Meisters verklärt, nun er sieht, was sein Erstgeborener für ein schmuder Soldat geworden ist! Die Mutter schlägt vor Staunen die Hände zusammen; sie scheint ihren Jungen kaum wieder zu erkennen. Die Schwester steht mit freudigem Staunen die schmücke Uniform, das Nesthäckchen lugt neugierig über Vaters Knie hinweg, und sogar der Lehrjunge kann nicht umhin, von seinem Werkzeuglaufen verstohlen einen Blick herüberzuwerfen. Das hübsche Bild spricht eine außerordentlich beredte Sprache, und unsere Leserinnen werden sie verstehen, wenn sie je von einem lieben Angehörigen einen ähnlichen Gruss aus der Ferne erhalten haben.

## Kunstgewerbliches.

Nachdruck verboten.

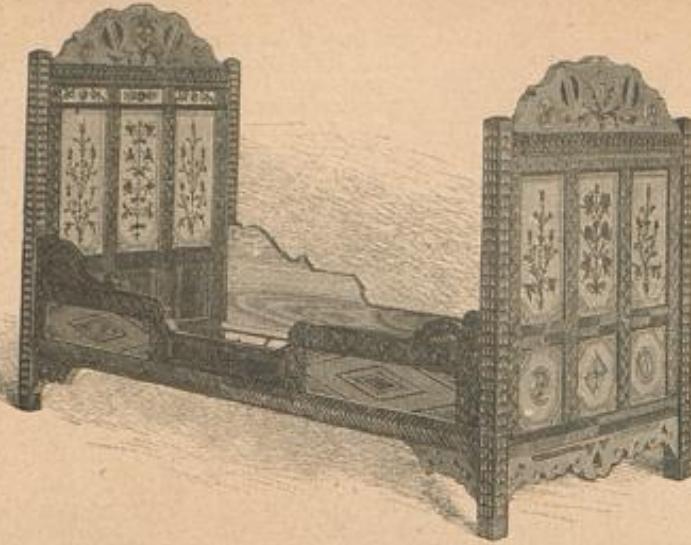
**Möblier von Zalopane.** — Die Jubiläums-Ausstellung des Österreichischen Museums in Wien hat uns mit einer Reihe eigenthümlicher Möbel bekannt gemacht, welche wiederum zeigen, welcher ungehobene Schatz von origineller Kunst noch in den nationalen oder landesüblichen Arbeiten ruht. Es ist eine Quelle von Formen und Ornamenten, die noch lange nicht erschöpft ist, obwohl so manche Motive schon nicht bloß ihr entnommen sind, sondern zur Reform verschiedener Kunst-Industriezweige unfeier Tage mitgewirkt haben. Ich brauche nur an die Töpferei zu erinnern, welche ja insbesondere auf Grundlage nationaler Arbeiten eine ganz andere geworden ist und gegenwärtig Haus und Bett und Tisch und Kleidung mit Ziern schmückt, welche bis dahin unbekannt waren, und Gegenstände schmückt, welche wir ungeschmückt gelassen hatten. Und zu diesem Resultate haben ungarische, galizische, slavische, rumänische, russische Töpfereien vermöge der ausgezeichneten Publicationen von Zischbalk und Frau Lipperheide hingeführt. Ich will ferner nur erinnern an die Veränderungen, welche mit der Kunsttöpferei vorgegangen sind, an alle die neuen Formen und neuen Verzierungswägen, welche aus der nationalen Töpferei der verschiedenen Gegenden in die moderne Kunst übergegangen sind. So gehen ungarnische National-Formen, modernisiert zu eleganten Erscheinungen der Keramik, sowohl als Luxus-Geräth wie als Gebrauchsgeräth, durch die Fabrik von Holnay in Bünflischen und durch das Wiener Haus von Wahlis heute über die ganze Welt und finden vielfache Nachahmung.

Zu dieser Art von Kunst-Industrie gehören auch die erwähnten Möbel, welche aus der galizischen Ortschaft Zalopane stammen und Arbeiten einer Schule sind.

Zu den Ländern und Provinzen nicht bloß Österreichs, sondern Europas überhaupt, welche noch am meisten von nationaler Arbeit und originaler Landeskunst erhalten haben, gehört Galizien. Aus den Händen der Bäuerinnen gehen Töpfereien zum Schmuck und zur Ausstattung des Hauses her vor mit einer Fülle ornamentaler Motive, von denen man ganze Sammlungen anlegen könnte und auch bereits angelegt hat, Motive von einer natürlichen, einfachen und doch ewig variirten Art, deren Entstehung weit weiss in welche Urzeit zurückgeht. Ebenso verzieren die Bäuerinnen ihre Töpfer, außer geometrisch und pflanzlich, noch heute mit Ornamenten, welche als bedeutsame Symbole einer prähistorischen Zeit angehört haben. An manchen Orten in Galizien steht eine Töpferei in Uebung mit originellen Formen und Verzierungen, eine Töpferei, die bisher freilich nur für den Gebrauch der Dörfer oder den Bedarf der bürgerlichen Rüthe arbeitete; anderwo wieder hat sich neben der Töpferei auch Spiegelschöpferei erhalten, nicht seine Arbeit zwar, aber doch mit verwendbaren Motiven.

Auf Grundlage dieser noch in ihrer Originalität erhaltenen Arbeiten, welche heute wieder das lebhafteste Interesse der Galizianer gefunden haben, hat die österreichische Regierung eine Reihe von Hochschulen gegründet mit der Bestimmung, der am Orte noch landesüblichen Arbeit zur Stütze zu dienen, sie aus der Volksarbeit zur Kunstarbeit zu erheben und so sie über die Grenzen von Dorf und Bezirk hinaus zu verbreiten und über die Klasse ihrer bisherigen Consumenten zu höherem und feinerem Gebrauche zu befähigen. Eine solche Schule für Thonwaren-Industrie hat z. B. Polomea erhalten, eine Hauptischlachterei jener nationalen Töpferei, eine solche Schule für Schnitzerei und Möblier (neben einer anderen für Spiehenarbeiten) besteht in dem genannten Orte Zalopane in Galizien.

Diese Schule, I. L. Hochschule für Holz-Industrie, wie sie sich offiziell bezeichnet, wurde im Jahre 1878 gegründet mit der Bestimmung, die in Zalopane bestehende Haus-Industrie funktionsverdichteter Holzarbeiten weiter zu entwickeln, sowie ihr geschulte, künstlerische Kräfte zu schaffen, welche auch einem städtischen Bedarfe höherer



Bettstelle mit Schnitzarbeit.  
Aus der I. L. Hochschule für Holz-Industrie in Zalopane.

Art genügen könnten. Sie sollte sowohl die Arbeit und die Arbeiter in ihren Leistungen erhöhen, als auch für Vorbilder sorgen, neue Muster schaffen und den Abzah der Arbeiten zu heben trachten. Ihre Aufgabe war also eine geistige, künstlerische, sowie eine materielle oder kommerzielle. Der Unterricht verlangt vier Jahre

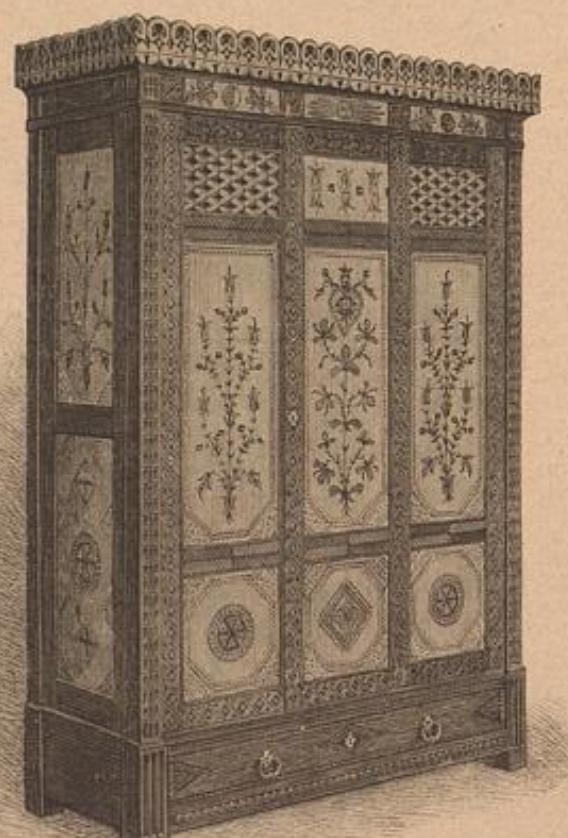


Nachtisch mit Schnitzarbeit.  
Aus der I. L. Hochschule für Holz-Industrie in Zalopane.

des Schulbesuches und umfasst Zeichnen und Modelliren, Holzschnitzerei und Töpferei nebst verschiedenen Hülfsteinkünissen, wie Geometrie, Projektions-Lehre, architektonische Formenlehre, Geschäftskunde u. a. Unter der intelligenten Leitung des Directors Franz Neußl und unter der Mitwirkung von fünf anderen Lehrern erfreut sich die Schule eines immer steigenden Besuches und hat die Aufmerksamkeit nicht bloß der Provinz, sondern auch über ihre Grenzen hinaus erregt.

Die in Rede stehenden Gegenstände, deren Abbildungen diese Worte begleiten und verdeutlichen, bilden die Ausstattung eines Schlafzimmers, Bett, Kleiderschrank, Toilette und Anderes. Das Eigenthümliche dieser Möbel beruht ebenjowohl in der Verzierung, wie auf der mit derselben in Verbindung stehenden Construction. Die Verzierung ist mit leichter Vertiefung in die ebene Fläche eingeschnitten und mit Farbe in Blau, Roth, Grau ausgemalt. Es ist also eine Art Flächenverzierung, und diese hat zur Folge gehabt, daß auch die constructiv bedeutameren Theile sehr flach gehalten und nicht mit geschnittenem Relief verziert sind, daher auch in den Profilen nicht weit vorspringen. Es ist im Wesentlichen eine einfache und doch zierliche und elegante Arbeit, die nicht bloß dem Bauernhause, aus welchem sie stammt, zur Zierde gereichen könnte.

Beide Decorations-Werken, der vertieft Schnitt und die Bemalung mit bunten Farben, kennen wohl noch andere Länder und auch die Kunstgeschichte. Was die



Kleiderschrank mit Schnitzarbeit.  
Aus der I. L. Hochschule für Holz-Industrie in Zalopane.

leitere betrifft, so sei nur an den Ausgang des gothischen Stiles erinnert, welcher ein Holz-Möbiliar hervorrief, das ebenso in den schwachen, kaum irgend vortretenden Profilen, wie in dem leicht ausgebogenen, mit Farbe ausgemalten Grunde bei flachen, glatten Ornamenten seine Eigenthümlichkeit besaß. Hier bei diesem Möbel spätgotischen Stiles ist es aber der Grund, welcher vertieft und gefärbt worden, nicht aber das Ornament. Andererseits kann man den Kerbchnitt zur Vergleichung heranziehen, denn die Art, wie in jenen galizischen Möbeln die Vertiefung hergestellt ist, gleicht dem Kerbchnitt, dieser aber beschränkt seine Ornamente auf geometrische, wenn auch zuweilen sehr complicite Motive, während die Verzierung jenes in pflanzlichen Motiven besteht, farbig bemalte, mit Blumen, auch wohl mit Figuren in roher Malerei verzierte Möbel kennen noch manche Gegenden als heimischen Brauch; so gibt es deren noch vieler Orten in Ungarn, in Siebenbürgen, überhaupt in den südlichen Donauländern. Eigenthümlich aber den Möbeln von Zalopane ist die Verbindung des Kerbchnittes mit dem farbigen Schnucke, und zwar in freien, fast stilvollen Pflanzen und Blumen. Und dieser Pflanzenschnitt, welcher am meisten der ungarischen, mit Vorliebe sich der Tulpe bedienenden Art verwandt ist, gleicht wiederum jenem, welcher die Gewänder, die Kleidung, das Bettzeug, das Tischlein zu verzieren hat. Die Hand der Bäuerin und die Hand des Tischlers und des Schnitzers arbeiten hier zu stilvoller Harmonie zusammen.

Ohne Frage war es ein glücklicher Gedanke, diese in Zalopane landesübliche und originelle Art moderner Verwendung zugänglich zu machen, ohne ihre Eigenthümlichkeit aufzugeben, ja gerade durch diese den Erfolg zu gründen. Wir hören und lesen so oft von den Klagen, daß unsere Kunst-Industrie der Gegenwart keine Originalität, keinen eigenen Stil besitzt, Klagen, die ein Jeder, der den nothwendigen Verlauf in der Entwicklung und Ausbildung des modernen Kunstgewerbes kennt, auf ihr richtiges Maß der Berechtigung zurückführen wird. Hier nun ist Originalität und Eigenthümlichkeit vorhanden, gegenüber Dem, was heute als Möblier zur Ausstattung unserer Wohnung dient. Selbstverständlich fällt es uns nicht ein, diese galizische Art als Grundlage eines modernen Möbel-Stiles empfehlen zu wollen, aber sie ist immerhin eine hübsche Variante für das bessere Bürgerhaus. Eine zu der hierbei dargestellten Zimmerausstattung gehörige Bettdecke, welche die Motive der Schnitzarbeit in durchbrochener Spitzenarbeit wiederholt und welche diesen Möbeln hinzugefügt war, werden wir später folgen lassen.

J. von Falke.

Nachdruck verboten.

### Sinn-Spruch.

Von Albert Niederich.

Bevor wir Sünden richten, läßt  
uns selbst die Sünden meiden; —  
Man kann aus einem traurigen Aß  
Doch keine Elle schneiden.



Toiletten-Tisch mit Schnitzarbeit.

Aus der I. L. Hochschule für Holz-Industrie in Zalopane.